



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Freye, Karl: Paul Heyse : (gestorben am 2. April 1914)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Paul Heyse

(Gestorben am 2. April 1914)

Von Dr. Karl Freye



elch eine Welt der Überlieferung mit Paul Heyse dahingegangen ist, das kann man sich leicht an der langen Reihe der Freunde des Dichters klar machen. In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verkehrte der junge Berliner in Franz Ruglers Hause, aus dem er sich dann bald seine erste Gattin holte. Den „deutschen Männern Ernst Moritz Arndt und Ludwig Uhland“ widmete er anno 1848 politische Lieder, und als er sich 1852 zur ersten Italienreise anschickte, da gab ihm Justinus Kerner ein Heft mit, in das er sein poetisches Tagebuch schreiben sollte. Der Gegenwart ein Stück näher bringt uns dann Heyses Freundschaft mit Geibel; aber auch der ist längst dahin, und ebenso Mörike, Hermann Kurz, Keller, Storm, denen allen Heyse nahegestanden hat. Und so hat der Dichter noch Jüngere aus seinem engeren Münchener Kreise, wie Julius Große, Wilhelm Herz, Wilhelm Jensen, überlebt. Kein anderer Dichter hat wie er unermüdet weiter schaffend aus anderen Zeiten in unsere Gegenwart hineingeragt. Selbst von seinen Gegnern aus dem jüngsten Deutschland hat manch einer vor ihm den Schauplatz verlassen müssen.

Paul Heyse hat unter den Modernen, die um 1890 aufkamen, Feinde gehabt, und mancher glaubte ihn damals als überwundene Größe endgültig abtun zu können; ebenso ist er wieder gegen den Naturalismus in häufig ungeredeter Polemik hervorgetreten. Ein moderner Dichter wie Rilkenron aber, der an Jahren zwischen den Parteien stand, hat ihn den Genossen gegenüber stets verteidigt, und wir dürfen heute bereits objektiv urteilen: Heyse hat sich dem Naturalismus als Doktrin, ebenso wie dem psychologisch tüftelnden Symbolismus des späteren Ibsen, deshalb so hartnäckig widersetzt, weil er in Vorzügen und Schwächen eine ausgesprochene Natur war, die sich nicht beirren lassen wollte und konnte, — wie es sein eigener Spruch ausdrückt:

„Willst du zum Künstler dich erziehen,
Habe den Mut deiner Antipathien.“

Immer sicherer wird unter den gewiß übervielen Werken Heyses eine imponierende Anzahl hervortreten, die ihn zum glücklichsten Vertreter einer nachklassischen Zeit macht; und das war er in diesen Werken nicht als ein unselbständiger, aneignender Epigone, sondern seiner eigensten Natur nach.

Die glücklichsten Seiten der Heyseschen Begabung sind vielleicht noch gar nicht allgemein genug erkannt. Wenigstens tritt das Lob des Lyrikers Heyse immer noch viel zu sehr zurück. Als solcher hatte der Dichter früh seinen eigenen Ton gefunden. Es ist da nicht so sehr an die schon erwähnten sieben politischen Lieder zu denken, in denen der blutjunge Achtundvierziger etwa singt:

„Wir sind ein frei Geschlecht,
Ein freies Schwert wir führen.
Hoch unser gutes Recht!
Und nieder, die dran rühren!

Fragt ihr, was wir gewollt?
Wir woll'n nur Eins erwerben:
Für unser Schwarz-rot-gold
Zu leben und zu sterben.“

Es gehört gewiß in das Gesamtbild der Entwicklung Heyses, daß auch er in so frühen Jahren sich mit ein paar Freunden zu dem Ruf vereinigt hat: „Ein Reich von Riga bis zum Rhein!“ — aber er selbst hat diese Lieder*) Jahrzehnte später mit den Worten abgetan: er finde sie weder besser noch schlechter als die meisten, die damals durch die Zeitungen gingen, und sein eigentliches Können zeigt sich doch mehr in den lyrischen Einlagen aus der 1849 anonym veröffentlichten Märchensammlung „Jungbrunnen“. Heyses Art knüpft hier an den durch Clemens Brentano vermittelten Volksliedton an, und zu diesen Vorbildern gesellen sich später noch Eichendorff und Mörike. Besonders durch diesen, sagt der Dichter selbst, sei ihm „das Geheimnis des Adjektivs“ klar geworden. Bald dagegen erkannte er, daß der Weg des befreundeten Geibel nicht der seine war.

„Des Sommermorgens Kühle
Schauert zu mir herein.
Im Zwielficht der Gefühle
Liegt' ich und denke dein“ —

In diesem 1850 entstandenen Liebeslied haben wir Heyses besonderen Ton, und der Dichter hat ihn sich bis zu einzelnen Gedichten der späten Zeit erhalten. Grazie, Feinheit der Empfindung, Melodie und eine reine Freude an der Welt sind bezeichnende Eigenschaften seiner Lyrik. Der Schmerz ist ihr nicht fremd, noch häufiger aber erweist sich der Dichter als das „arglos fromme Kind der Welt“, wie er sich selbst einmal nennt. Diese Jugendllichkeit hat er sich lange

*) Fünfzehn neue deutsche Lieder zu alten Singweisen. Von Paul Heyse, Bernhard Endrulat, L. Karl Hegidi und N. N. (wahrscheinlich Franz Kugler). Berlin 1848. Vereins-Buchhandlung.

bewahrt: erst der reife Mann hat das Abschiedslied an die Jugend gesungen („Schöne Jugend, scheidest du? Wohl! du bleibst mir lange treu“), das Gottfried Keller Storm gegenüber als Beweis für Heyses lyrische Meisterschaft anführte, und noch der Sechziger und Siebziger hat dem Alter kein Recht über sich zuerkennen wollen, wenn er auch wohl wußte, daß kommen würde, was nun geschehen ist:

„Ach, flögst du mit Falkenschwingen
Ins Spätrot wolkenhoch,
Die Nacht wird dich bezwingen,
Die Nacht überfliegt dich doch!“

Weit weniger als die Lyrik lag Heyse die Ballade, reich aber ist er wieder an schlagenden und formvollendeten Sprüchen (hier Goethes Schüler). Gern wählte er die Form des Sonetts, und 1901/2 gab er eine Reihe persönlicher Bekenntnisse in Chaselenform. Es wechseln hier gehaltvolle Stücke mit mehr spielend hingeworfenen.

Als Erzähler hat Heyse mit Märchen begonnen, in denen er noch in Brentanos Manier Witzspiele einmengt und etwa die Anonymität des Buches dadurch halb aufhebt, daß er einen für Schwarz-rot-gold begeisterten Jüngling — er ist es selbst — betuernd ausrufen läßt: „So wahr ich Paul heiße!“ Dann ist er zur Novelle übergegangen und bis zu allerlezt der Lust zu fabulieren treu geblieben. An den Novellen — nicht an den größeren Romanen, die er zwischendurch gab — hängt Heyses Ruhm hauptsächlich. Der Dichter selbst hat in seinen „Erinnerungen und Bekenntnissen“ geflissentlich schlecht von seiner Novellistik gesprochen. „Daß unter meinen nur allzu zahlreichen Novellen sich manche befinden, zu denen ich von Anfang an kein näheres persönliches Verhältnis hatte und die jetzt meinem Gedächtnis fast ganz entschwunden sind, kann ich nicht verschweigen. Doch so seltsam es klingen mag, ist es doch die volle Wahrheit, daß der Novellist in der Wahl seiner Stoffe nicht immer frei ist, daß er oft ‚nicht dafür kann‘, wenn er auch ein geringeres Thema, das sich ihm aufdrängt, nicht von sich weist, obwohl er keinen sonderlichen Wert darauf legt. Ein solches wenig bedeutendes Motiv nistet sich dennoch in den Mutter Schoß der Phantasie unwiderstehlich ein, wo es dann nach demselben instinktiven Kristallisationsprozeß sich weiter entwickelt wie das bedeutendste und wertvollste. . . . Ich habe mich zuweilen längere Zeit bemüht, dergleichen Sachen unaufgeschrieben zu lassen, und doch zuletzt sie wie eine beschwerliche Last vom Herzen gewälzt.“ Heyse überrascht uns ferner durch das Geständnis, daß er nie eine Novelle ins Unreine geschrieben, von keiner eine Abschrift gemacht und sie samt und sonders bis auf die Themata und wenige Einzelheiten bald nach der Ausarbeitung wieder vergessen habe. Dem muß man nun aber gegenüberhalten, daß er gleichwohl dem Novellisten energische künstlerische Arbeit zur Pflicht macht; er selbst hat die Feder zu seiner Art der hastigen Improvisation niemals angefaßt, „ohne sich vorher in der Erfindung der Fabel und

der Durchbildung der Charaktere durchaus genuggetan zu haben.“ Es ging der Niederschrift eine bis ins einzelne dringende Phantastearbeit voraus, und der Dichter zeichnete dann so sachlich und klar auf, als ob er ohne Umschweife einer anwesenden Person zu berichten habe. Heyses Theorie der Novelle ist aus seiner Einleitung zum deutschen Novellenschatz allgemein bekannt. Es kommt ihm vor allem auf den Umriss der Geschichte an, sie soll „eine starke, deutliche Silhouette“ haben, die, in wenige Worte zusammengefaßt, schon Interesse erweckt.

So sind Heyse und Storm als Novellisten im allgemeinen Gegensatz. Bei Storm erwächst die Novelle aus der Lyrik, ist besonders in der früheren Zeit aufgelöste Lyrik; Heyse dagegen ist der geborene Erzähler und Fabulierer und als solcher dem oft tieferen Storm überlegen. Freilich bleibt es bei dem, was er selbst eingesteht: sein Fabuliertrieb bringt ihn dazu, Bedeutendes und Unbedeutendes durcheinander zu erzählen, und unter der großen Menge der Geschichten wird die Zukunft Auslese halten müssen (die von Heyse selbst besorgte dreibändige „Auswahl fürs Haus“ ist weder inhaltsreich genug, noch bringt sie überall das Beste). Auch wer nur die guten Heyseschen Novellen aufzählen wollte, müßte schon sehr viele nennen; ich führe als einen Gipfel meisterhaft fühler Sachlichkeit „Andrea Delfin“ (1859) an, daneben den wärmer erzählten „Weinhüter von Meran“ (1861). Sie und da, wie in „Helene Morten“, nähert Heyse sich auch wohl einmal der Stormschen Stimmungsnovelle, im ganzen ist er sich in seiner Art bis ans Ende gleichgeblieben. Sehr grazios und überlegen erzählt war z. B. noch die 1911 in Belhagen und Klafings Monatsheften erschienene kleine Novelle „Das schwächere Geschlecht“. Doch das sind nur ein paar Titel, unter vielen Duzenden hervorgehoben.

Wenn Heyse so gern betonte, wie spielend er seine Novellen hingeschrieben habe, so tat er das nicht zum mindesten deshalb, weil er gleichzeitig besonderes Gewicht auf seine Dramen legen wollte, die er immer von neuem umgebildet und durchgearbeitet habe. Der Leser seiner Lebenserinnerungen sollte empfinden, wie viel höher er dramatisches Schaffen stelle; und Heyse hat sich auch bemüht, in einem besonderen Abschnitt „Mein Verhältnis zum Theater“ seine Ansicht vom Dramatischen klarzulegen. Diese Auseinandersetzungen sind freilich fast durchweg eine Selbstverteidigung geworden, und keine glückliche. Der Dichter will sich gegen den ihm unverständlichen Vorwurf schützen, daß er seine Dramen novellistisch durchgeführt habe. Im Gegenteil, sagt er, habe er jeden dichterischen Stoff, ehe er ihn dramatisch behandelt habe, scharf darauf angesehen, „ob sein spezifischer Gehalt an Charakteren und ihren Konflikten nicht schlagender zum Ausdruck kommen möchte, wenn er mit den feiner und individueller arbeitenden Mitteln der Novelle dargestellt würde, oder umgekehrt bei einem Novellenmotiv, ob die Wirkung eine tiefere sein würde in der breiten Freskotechnik des Dramas.“ Es liegt in diesen Worten, daß Heyse gerade von dem Hauptunterschied zwischen Erzählen und dramatischem Gestalten trotz allen Versicherungen keine rechte

Vorstellung hat. Es treibt ihn zum Drama eben doch nicht die tiefste Leidenschaft; der dramatische Urtrieb, Menschen rein zu gestalten, nicht etwa nur durch erzählenden Bericht sich der Gestaltung anzunähern: dieser Trieb ist ihm trotz seinen Beteuerungen fremd. Es gelingt ihm in der Regel besser, Menschen individuell zu zeichnen, wenn er die umschreibenden Mittel der Erzählung zu Hilfe nehmen kann. Das Hinundherüberlegen, auf das er sich beruft, ist keineswegs ein Zeichen unmittelbarer Sicherheit. Und wenn Heyse gar betont, daß er jahrelang zwei seiner theaterkundigsten Freunde, Ernst Wichert und Ludwig Schneegans, um ihre Meinung und ihre Ratschläge für dramatische Pläne befragt habe, so kann es uns vollends nicht zweifelhaft sein, daß dieser Poet ein eigentlicher Dramatiker doch nicht war. Gleichwohl hat Heyse unter seinen Tragödien mehrere schöne Dichtungen: „Hadrian“ (1865), „Elfride“ (1877; der Schluß freilich fällt ab), „Die Tochter der Semiramis“ (1897). Diese Werke überwältigen und bezwingen nicht, aber sie ergreifen doch. Und im nichttragischen Schauspiel ist dem Dichter mindestens einmal ein voller Wurf gelungen: „Hans Lange“ (1864) — hier bietet Heyse das für die Bühne, was etwa Willibald Alexis im vaterländischen Roman gibt. Freilich — wenn irgendwo, so hat Heyse auf dramatischem Gebiet zu sehr dem Spieltrieb Raum gegeben und zu Vielfaches schaffen wollen. Seine jugendliche Tragödie „Meleager“ ist in der Diktion ganz und gar von Goethe inspiriert, und selbst das lebensvolle antikisierende Puppenspiel „Perseus“ trägt allzusehr die Zeichen der gleichen Abkunft. Das Schauspiel „Ludwig der Baier“ (1862) steht deutlich unter dem Einfluß von Grillparzers „König Ottokar“, und diese Abhängigkeit schädigt auch die selbständigen Teile des Stückes, die Auseinandersetzungen zwischen den beiden Rivalen Ludwig von Bayern und Friedrich von Österreich. „Solberg“ ist gewiß ein gutes vaterländisches Festspiel, aber die Wirkung wird beeinträchtigt durch die spielerische plötzliche Einfügung des Knittelverses nach Wallensteinischem Muster. Und ein in der Anlage nicht schlechtes Stück wie „Mutter und Tochter“ (aus den letzten Jahren Heyses) wirkt nur wie die Skizze zu einem Drama. Wenn irgendwo, so hätte Heyse auf dramatischem Gebiet durch Beschränkung der Produktion seine Kraft konzentrieren sollen.

Das ist ihm nicht gelungen, und am ehesten wird man unter seinen Dramen Werke herausfinden, die epigonisch im schlechten Sinne genannt werden können. Gleichwohl wäre es ganz falsch und ungerecht, bei diesem Tadel beharren zu wollen. Paul Heyse war eine der unendlich produktiven Begabungen unseres Volkes, die, wie vor ihm besonders Wieland und Tieck, eine Höhe der Kultur darstellen. Als geistige Macht war er den beiden eben Genannten gewiß nicht überlegen, aber er war als poetischer Schöpfer auf seinen Gebieten selbständiger als Wieland und in der formellen Geschlossenheit seiner Werke Tieck bei weitem voraus. Was er in der Geschichte unserer Dichtung bedeute, empfindet heute jeder Kritiker, welcher Partei er auch angehöre. Heyses Be-

rühmtheit übertrifft seine augenblickliche Popularität. Es fragt sich, ob das gleichbedeutend ist mit literarhistorischer Einsargung, ob er auf die Dauer mehr erhoben als gelesen werden wird.

Wir haben die Antwort schon zu geben versucht. Von Paul Heyse's Lyrik und Erzählungskunst wird das beste bestehen, und das ist schon ein reicher Schatz. Als Dramatiker wird er sich zwar die Bühne nicht erobern, aber man wird auch in Zukunft einzelne seiner Stücke geben und andere um ihres persönlichen Gehaltes willen lesen. In seinem besten war Heyse eine ausgesprochene Künstlernatur, zart und fein, aber auch eigensinnig seinem Wahlspruch folgend:

„Nur Eins beglückt zu jeder Frist:
Schaffen, wofür man geschaffen ist.“



Die Koppe

Ich sah sie aus der Tiefe aufwärtstreiben,
Die Muskeln wie im Kampfe straff gespannt
Und purpurn unterlaufen;
Doch in den tiefen Muskeltälern lagen
Die langen Schattenzüge der Ermattung.

So war auch der Erfolg. Sie kämpfte zäh,
Die Bergesbrüder trotzig überragend,
Zum ruhigblauen Himmel sich empor;
Doch seine höchsten Höhen zu erklimmen
Gelang ihr nicht.

Er sah dem Kampfe steten Blickes zu,
So Kraft wie Schwäche wohl ermessend
Und über die begrenzte Kraft nicht spottend.
Denn da sie seiner Stärke wahlverwandt,
Deckt' er mit seines Mantels reicher Milde
Die Schwächen der Erschöpften liebe reich zu.

So steht der Größere dem Großen helfend nah,
Denn eine Welt von Kraft trennt beide
Von der im Kleinen selbstzufriednen Menge
Und eint sie brüderlich.

Georg Hermann Franke